

Landschaft als literarischer Text
Der Dichter Wulf Kirsten

Festschrift anlässlich der Ehrenpromotion durch die
Friedrich-Schiller-Universität Jena, 27. Mai 2003

Herausgegeben von Gerhard R. Kaiser
unter Mitarbeit von Jan Röhnert

Einführende Beobachtungen

Wenn es gilt, einen Lyriker zu ehren, böte es sich an, gewissermaßen gleich ins Gedicht zu fallen. Damit freilich wäre, zitierte ich ein charakteristisches Gedicht, schon jetzt das für Wulf Kirsten und sein Œuvre zentrale Thema angeschnitten: die Landschaft im Gedicht als Ort des autobiographischen Erinnerns und Vergegenwärtigens. Dazu jedoch ist schon viel Kluges gesagt worden und darüber werden heute noch Karl Corino, den ich sehr herzlich begrüße, und Wulf Kirsten selbst sprechen. Ich habe mir deshalb für diese einleitenden Worte einen anderen Gesichtspunkt herausgegriffen, das kritisch-distanzierte Verhältnis Wulf Kirstens zu der Zunft und der Einrichtung, die ihn heute ehrt – zur Literaturwissenschaft und zur Universität – und denen er manches Bedenkenswerte zu sagen hat; wohl freilich eher auf indirekte Art und Weise.

Die zentralen Stationen von Wulf Kirstens Lebensgang und die wichtigsten Buchpublikationen, die anzuführen auch Aufgabe dieser einleitenden Bemerkungen ist, werden dabei in der gebotenen Kürze zur Sprache kommen. Wie ich mich überhaupt kurz fassen kann, denn explizit, wie gesagt, spielen Literaturwissenschaft und Universität bei Kirsten gar keine oder doch kaum eine Rolle. Es läge daher auch durchaus der Verdacht nahe, ich hätte mir ein Thema gewählt, das gar keines ist. Ich versuche es trotzdem und konzentriere mich auf vier Gesichtspunkte:

Die Universität als Institution

Wulf Kirsten hat spät zu ihr gefunden. 1934 in Klipphausen bei Meißen geboren, besuchte er die Oberschule in Meißen, war zunächst unter anderem Bauarbeiter und Buchhalter, bevor er 1957 an der Arbeiter- und Bauernfakultät in Leipzig ein Lehrerstudium für Deutsch und Russisch aufnehmen konnte. Während dieses Studiums war er zeitweise freier Mitarbeiter am Wörterbuch für sächsische Mundarten und dann ab 1965 Lektor im Aufbau-Verlag. Seine Examensarbeit von 1964 ist den pietistisch geprägten Zeitgenossen Schillers und Hölderlins gewidmet, weitgehend vergessenen Autoren des schwäbischen Klassizismus.

Die Universität als Institution hat, wenn ich das richtig beurteile, keine über das Erwartbare hinausgehende Rolle im Leben Kirstens gespielt. Es gibt im Gegenteil ein Moment der ironisch-kritischen Distanz. In seiner Laudatio auf den Landsmann Thomas Rosenlöcher zitiert Kirsten dessen Text über das Einnicken, das Rosenlöcher offenbar vor allem im Hörsaal befiel und ihn zum Schwänzen der Vorlesung veranlaßte: »Schwänzte wochenlang die Uni, versuchte Gedichte zu schreiben«, heißt es dort etwa oder: »Las [...] Mörike, Eichendorff, den Anti-Becher Bobrowski, Rilke natürlich und Hölderlin.«¹ Die Geburt des Poeten also nicht »im«, sondern »außerhalb« des Hörsaals.

Mich beunruhigen Passagen wie diese stets von neuem, weil sie nicht nur das Recht auf Muße einfordern, sondern diese als Voraussetzung für all das zeigen, was nicht am Wege liegt. Individuation braucht eben Zeit und hat wenig mit Regelstudienzeit zu tun, wenngleich diese natürlich nicht jene ausschließt. Von den 15 Semestern, die ich glaubte studieren zu müssen, habe ich zwei ganze außerhalb des Hörsaals verbracht, eines in Berlin mit der Benschens Gesamtausgabe, das andre in Freiburg mit den Romanen von Hermann Lenz. Es sind dies die beiden Semester, die mir in der Erinnerung die liebsten sind, und die oben zitierten Sätze von Rosenlöcher haben mich wieder an sie erinnert. Damit ist auch ihr übers Anekdotische hinausgehendes Potential angedeutet: Sie erinnern uns an die eigenen Mußestunden, die nie vergeblich waren, wenn sie uns immer wieder in die Gedanken kommen, und die immer auch unter Verzicht auf anderes und gegen Widerstände durchgesetzt werden mußten.

Nun, lieber Herr Kirsten, ist der Dichter wenn schon nicht gleich in den Hörsaal (aber warum dies nicht auch demnächst?), so doch in die Aula einer Universität gekommen, was uns freut und ehrt und zugleich hoffen läßt, daß das Thema »Kirsten und die Universität« vorerst unabgeschlossen bleibt. Das gilt für mein zweites ohnehin:

Die Sprache und ihre Wörter

Die beiden Stichwörter könnten rasch ins Zentrum des Kirstenschen Lyrikkonzepts führen, das ja zunächst ausgeblendet bleiben soll. Ich umkreise es also eher. Zunächst zur Sprache: Mehrfach wurde von Wulf Kirsten Sprachpflege angemahnt, und sie wird gerade von denen erwartet, denen die Aufmerksamkeit für die Sprache – jedenfalls von außen gesehen – in besonderem Maße anheim gegeben ist und die bekanntlich sehr häufig ein verloddertes,

phantasieloses oder, schlimmer noch, jargonbesetztes Deutsch sprechen: den Germanisten. Pflege der Sprache setzt Kenntnis der Grammatik voraus und ein Interesse eben an den Wörtern: »Ein so klein als nur irgend möglich gehaltener Wortschatz«, so heißt es anlässlich der Verleihung des Deutschen Sprachpreises der Henning-Kaufmann-Stiftung an Wulf Kirsten, »ist Trumpf. Und auch jene, die sich von Berufs wegen in der Öffentlichkeit redend darstellen müssen [...], lassen nur im Ausnahmefall erkennen, daß Sprache einen geistigen Reichtum ausstellt und glanzvolles Teilstück der Nationalkultur sein könnte.«³ Und Sprache besteht zuallererst aus Wörtern; Grammatik und schon gar rhetorisch-stilistische Mittel folgen, das gilt für Lyrik und Prosa gleichermaßen. »Ein umfangreicher, niemals zu reich bestückter Wortschatz ist«, so Kirsten, »die Basis für die Literatur, die auf Ausdrucksstärke und Treffsicherheit aus ist«. Denn »die Poesie sitzt« bekanntlich »im sinnlich-konkreten Detail«⁴, auch, wenn man so will, die Poesie, die der Prosa eigen ist, wenn sie bedacht ist. (Nur nebenher und um meiner Pflicht zu genügen, erwähne ich, daß Wulf Kirsten zwar stets als Lyriker geehrt wird – mit mittlerweile rund einem Dutzend bedeutender Literaturpreise –, aber ein nicht minder glänzender Prosaschriftsteller ist. Wer sich davon überzeugen möchte, lese den skurril-komischen Kleinstadtbericht »Kleewunsch« [1987] oder die wunderbare, autobiographisch gefärbte Kindheitsgeschichte »Die Prinzessinnen im Krautgarten« [2000]).

Die Wörter, und im Falle Kirstens sind damit die Wörter seiner Mundart und Heimat gemeint, bilden den Humus seines Werks, eines Werks, das mit Blick auf das Wortmaterial nicht auf dem Exquisiten aufruht, sondern auf dem Passenden. Und bei diesem Bemühen kann durchaus das eine oder andre Mal die germanistische Zunft nützlich sein: So findet gelegentlich der schon erwähnten Rede die Syntax-Vorlesung Walther Flemings dankbare Erwähnung wie auch die Werke der Mundartkunde oder die Wortbildungslehre Walter Henzens.⁴ Auf's Ganze gesehen bildet dies für die Germanistik allerdings wenig Anlaß, sich auf die Schultern zu klopfen, eher schon Grund, den sprachpflegerischen Appell ernst zu nehmen. Freilich ist gerade dieser im Fach bekanntlich heftig umstritten. Mein dritter Gesichtspunkt

Die vergessenen Autoren

zielt auf Kirstens Leistung für die Literaturgeschichtsschreibung. Dies ist nun ein durch und durch erfreuliches Thema, freilich ein umfangliches. Ich

begrenze es, wie angedeutet, auf die ›vergessenen‹, also nicht kanonisierten Autoren. Zu sprechen wäre auch, in einem weiteren Rahmen und das sei nur angedeutet, über das Thema der literarisch produktiven Rezeption, also über die Bedeutung anderer Autoren von Hölderlin über Rilke zu Bobrowski für die Kirstensche Lyrik oder über gattungstypologische Reflexionen Kirstens – etwa über die Erzählung⁵ –, die meiner Einschätzung nach in ihrer systematischen Plausibilität und historischen Verankerung durchaus mit denen der Literaturwissenschaft konkurrieren können.

In seiner langjährigen Tätigkeit als Lektor für den Aufbau-Verlag und auch später hat Kirsten viele Anthologien herausgegeben. Nur wenige Titel seien genannt: »Die schönsten deutschen Balladen des 19. Jahrhunderts« (1974); »Gedichte vom Reisen« (1977); »Deutschsprachige Erzählungen 1900–1945« (1981); »Eine Auswahl deutscher Volkslieder« (1989); »Eintragung ins Grundbuch. Thüringen im Gedicht« (1996) und jüngst (2002) – ich habe vieles übergangen –: »Stimmen aus Buchenwald. Ein Lesebuch«, ein Buch, das die Bestie Mensch in grauenerregender Weise vor Augen führt, aber auch zeigt, was Menschen zu ertragen bereit sind, wenn sie leben wollen.

Jede dieser Anthologien enthält neben dem, was im jeweiligen Kontext zu erwarten war, Überraschendes, Texte von Autorinnen und Autoren, die aus dem Erinnerungskosmos herausgefallen sind. Texte, die – wie manche Wörter – fast schon vergessen sind, die aber nicht nur ihr Recht in sich selbst haben, sondern die das mit ausmachen, was man den ›geistigen Reichtum‹ einer Literaturgeschichte nennen könnte. Dies schließt auch das herausgeberische und interpretatorische Bemühen um Autoren mit ein, die in der DDR randständig waren und blieben – wie Hermann Hesse, Franz Kafka oder Oskar Maria Graf.

Nun ist aber diese Erinnerungsarbeit bei Kirsten nicht auf die herausgeberische Tätigkeit beschränkt, sondern hat immer auch die anderen Tätigkeitsfelder geprägt, etwa die Reden. So bildet die Rede auf Elisabeth Langgässer⁶ ein Musterstück einer zugleich kritischen und doch auch einfühlsamen Würdigung einer nicht mehr gelesenen Autorin, und die Würdigung des Lyrikers Ludwig Greve⁷ durch Wulf Kirsten hat dessen Bedeutung erst recht eigentlich ins Licht gerückt. Aber auch die Gedichte selbst, vor allem die nicht ganz wenigen eigenen Autorengedichte, sind von dieser Erinnerungsarbeit geprägt. Damit bin ich wieder bei den Gedichten angelangt, wohin ich ja nicht wollte; aber das geht wohl nun nicht mehr anders. Mein vierter Gesichtspunkt lautet daher:

Einer Wissenschaft, die es – aufs Ganze gesehen – aufgegeben hat, zu begreifen, was uns ergreift, die aber doch den Anspruch erhebt (oder doch bis vor kurzem erhoben hat), dem Text auf die Spur seiner inneren Widersprüche zu kommen, einer solchen Wissenschaft müssen Sätze wie die folgenden, die aus der Rede auf Sarah Kirsch stammen, zur Irritation geraten: »Erst wenn man sich in der Wirklichkeit auskannte und imstande war, sie fest in der Hand zu halten, vermochte man sie hochzuheben und dem Gedicht so eine neue Dimension zu geben. Bestenfalls gelang es, das Gedicht in einen Schwebestand zu bringen. [...] Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, es könnte Liebermann gewesen sein oder ebenso einer der französischen Impressionisten, der gut gemalte Äpfel müsse einige Millimeter über der Tischplatte schweben. Auf eine solche Über-Wirklichkeit hin hat Sarah Kirsch ihre Gedichte geschrieben.«⁸ Kirstens Lyrik – mit den wichtigsten Sammlungen »der bleibaum« (1974); »die erde bei Meißen« (1987); »Stimmenschotter« (1993); »Wettersturz« (1999) –, Kirstens Lyrik wurzelt metaphorisch gesprochen in einer immer wieder ganz gegenwärtig erscheinenden Wortlandschaft: Man sieht sie förmlich vor sich, meint in ihr zu gehen, die Blumen und Pflanzen riechen zu können, Mensch und Tier wahrzunehmen. Nichts weniger freilich als das. Ist doch alles Wort und Bild, »poetische Rede«, »Textur«, um Kirsten zu zitieren, der seinerseits Kafka zitiert: »Wirkliche Realität ist immer unrealistisch.«⁹ Damit ist schon die andere Seite des Problems angedeutet, ist doch auch die wirkliche Landschaft nicht real, sondern nur ein Konstrukt unserer je individuellen Wahrnehmung. Was passiert nicht alles auf dem mühsamen Weg der Wiedergabe des Wahrgenommenen und Gefühlten im Gedicht – und dann auf dem Weg der Aufnahme des Gedichteten beim Leser? »Ich rede«, sagt Kirsten, »dem Gedicht aus einer künstlerischen Gestaltungsabsicht das Wort, in dem es um Konstruktion, Kombination, Komposition, Klangbild geht.«¹⁰ In dem Spannungsfeld von eigener Erinnerung, je sich nach Lebensalter wandelnder Wahrnehmung, Aufnahme literarischer Traditionslinien und Arbeit an der Sprache, in diesem Spannungsfeld stehen die Kirstenschen Gedichte, oder eben: über ihm schweben sie. Und eine Wissenschaft, die meint, wenn sie die Wegwarte in einem Gedicht von Wulf Kirsten vor den Hintergrund der romantischen Blauen Blume stellt, etwas erklärt zu haben, hat vielleicht ihren eigenen Gesetzen gehorcht, verbleibt aber doch günstigstenfalls damit im Vorhof des Verstehens. Und wenn sie nicht naiv ist,

sieht sie dies auch. Aber Autoren geht es nicht besser. Bekanntlich ist oft genug der Text klüger als sein Autor, und gute Autoren wissen dies. Autoren und Literaturwissenschaftler gehen sich bedauerlich oft aus dem Weg und sie tun das, denke ich, weil sie sich nicht gern gegenseitig ihre Probleme mit den Texten eingestehen mögen.

Wir, lieber Herr Kirsten, haben – und ich danke in diesem Zusammenhang ausdrücklich Herrn Kollegen Kaiser für seine Anregung zu dieser Ehrung – wir haben einen anderen Weg gesucht, einen Weg, der Sie in die Universität führt. Dies hoffentlich nicht nur heute, sondern noch oft.

- 1 Staat und Rose. Laudatio auf Thomas Rosenlöcher, in: Wulf Kirsten: *Textur. Reden und Aufsätze*. Zürich 1998, S. 117–129, S. 118.
- 2 *Textur*. Dankrede zur Verleihung des Deutschen Sprachpreises der Henning-Kaufmann-Stiftung 1997. In: *Textur* (Anm. 1), S. 62–75, S. 62.
- 3 Ebd., S. 75.
- 4 Ebd., S. 71 f.
- 5 *Im Nachwort zur dreibändigen Anthologie »Deutschsprachige Erzählungen. 1900–1945«*. Berlin 1981.
- 6 *Textur* (Anm. 1), S. 16–32.
- 7 Ebd., S. 79–90.
- 8 »Die Welt ist ein Gehöft im Winter«. Rede auf Sarah Kirsch. In: *Textur* (Anm. 1), S. 107–116, S. 110 f.
- 9 *Textur*. Dankrede [...] (Anm. 2), S. 67.
- 10 Ebd.